

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (2008)

Heft: 1

Buchbesprechung: Rezensionen

Autor: Bundi, Martin / Hitz, Florian / Collenberg, Adolf

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

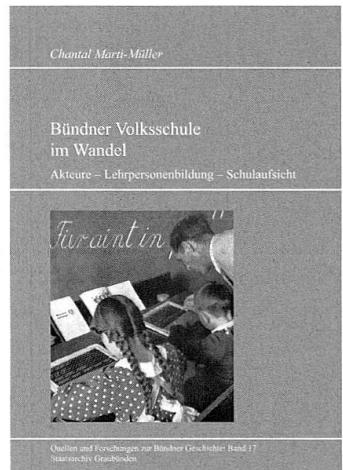
Rezensionen

Bündner Volksschule im Wandel

Chantal Marti-Müller. Bündner Volksschule im Wandel. Akteure – Lehrpersonenbildung – Aufsicht. (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte, Bd.17; hrsg. vom Staatsarchiv Graubünden). Kommissionsverlag Desertina, Chur, 2007. 469 Seiten, Illustrationen. ISBN 978-3-85637-338-2.

Mit der vorliegenden Dissertation von Chantal Marti-Müller, Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Graubünden, liegt ein lang ersehntes Werk über die Entwicklung des bündnerischen Volksschulwesens vor. Es ist eine Arbeit, die alle an der Volksschule interessierten Personen ansprechen dürfte. Wie die Autorin einleitend ausführt, zeichnet die Studie die Entwicklung der Volksschule in Graubünden unter besonderer Berücksichtigung der Lehrpersonenbildung und der Schulaufsicht nach. Im Zentrum stehen Fragen nach dem Wandel der gesetzlichen Grundlagen und der Schulstrukturen sowie nach dem pädagogischen Einfluss der Seminardirektoren auf die Lehramtskandidaten und auf die Gesellschaft. Der Bogen spannt sich vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1977. Die Arbeit wird vervollständigt durch ein umfassendes Quellen- und Literaturverzeichnis und einen Anhang mit personellen Angaben zu den Präsidenten des Erziehungsrates, Vorstehern des Erziehungsdepartements, Beauftragten für Volksschul- und Weiterbildungswesen, Präsidenten des Bündner Lehrervereins, Seminardirektoren und Seminarübungslehrern, nebenamtlichen (seit 1844) und vollamtlichen (seit 1943) Schulinspektoren, Vorsteherinnen der Frauenschule (seit 1912) und Arbeitsschulinspektorinnen (seit 1935). Je ein Orts- und Personen- sowie ein Sachregister erlauben es dem neugierigen Leser, das Buch als richtiges Nachschlagewerk zu benutzen.

Das Werk ist gegliedert in vier Zeitepochen: die erste bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, die zweite von 1852 bis 1879, die dritte von 1880 bis 1927 und die vierte von 1927 bis 1977. In jeder Epoche geht die Autorin auf die Entwicklung der obgenannten Schwerpunkte ein, wobei der Hauptakzent stets bei der eigentlichen Lehrerbildung bleibt.



Die Anfänge des von der öffentlichen Hand gestalteten Lehrerbildungswesens und der staatlichen Volksschule beginnen in Graubünden in der Mediationszeit, d.h. zu einem Zeitpunkt, da der frühere Dreibündesstaat nun mehr ein Kanton der Schweizerischen Edigenossenschaft geworden war. Schon in seinem ersten Amtsjahr 1803 beschloss der Grosse Rat, ein «Kantons-Seminarium» zur Heranbildung «öffentlicher Lehrer und Schulmeister für die Ortsschulen» zu gründen. Bis ein solches realisiert werden konnte, vergingen aber Jahre. Anfänge einer rudimentären Lehrerausbildung an der 1804 gegründeten Kantonsschule sind seit 1810, ein besonderer Lehrgang seit 1821 erkennbar. Immerhin bekundete aber der Grosse Rat schon früh seinen Willen, für den Kanton pädagogisch geschulte Lehrpersonen heranzubilden: Schon am 22. November 1803 hatte er den Kleinen Rat (die Regierung) beauftragt, an Heinrich Pestalozzi in Burgdorf zu schreiben und ihn zu ersuchen, zwei Bündner in sein Institut aufzunehmen. Später machten die beiden Hauptförderer der Lehrerbildung in Graubünden, Otto Carisch an der evangelischen Kantonsschule und Peter Kaiser an der katholischen, je einen Studienaufenthalt bei Pestalozzi in Yverdon. Eine namhafte Verbesserung des Volksschulwesens trat erst mit der vom Erziehungsamt erlassenen «Schul-Ordnung» von 1846 ein, welche die Pflichten der Gemeinden, Schulräte, Lehrpersonen und Inspektoren regelte. Das war der eigentliche Beginn der obligatorischen Volksschule. Weitere Neuerungen folgten nach der Vereinigung (1850) der bis dahin konfessionell getrennt geführten Kantonsschule, so insbesondere mit der vom Grossen Rat 1853 beschlossenen «Schul-Organisation», die eigentlichen Gesetzescharakter erhielt.

Eine zentrale Frage im Hinblick auf die Verbesserung der Volksschule war die nach der bestmöglichen methodischen und pädagogischen «Ausrüstung» der Primarlehrpersonen. Während fünfzig Jahren, als das Seminar von Theodor Wiget (1880–1889) und Paul Conrad (1889–1927) geführt wurde, standen die Ideen von Johann Friedrich Herbart und Tuiskon Ziller im Vordergrund. Streng wurde für das Unterrichten an einem psychologischen Schema von fünf formalen Stufen festgehalten. Dieses starre System lockerte sich sukzessive unter den beiden folgenden Seminardirektoren Martin Schmid (1927–1951) und Conrad Buol (1951–1977). Allen diesen vier Schulleitern war aber gemeinsam, dass sie die Pädagogik Pestalozzis hochhielten. Am besten zusammengefasst findet sich diese Hingabe an den grossen Erzieher wohl im Zitat aus einem Vortrag von Paul Conrad aus dem Jahre

1896, das wie folgt lautet: «Die beste Huldigung, die wir Pestalozzi darbringen können, besteht in der Anwendung seiner Lehre. Wer die Kinder nicht hinausführt ins Freie und in die Werkstätten der Handwerker, um daselbst Beobachtungen zu machen; wer für die geistige Aneignung fremder Gegenstände nicht bekannte Vorstellungen benützt; wer die Kinder nicht zur Selbständigkeit anhält; wer ihnen Definitionen gibt, ohne sie aus konkreten Beispielen abzuleiten; wer sie nur durch Hinweis auf gute oder schlechte Noten zum Lernen anspornt; wer mit den Fortschritten der Pädagogik nicht Schritt hält und die neueren Errungenschaften derselben nicht benützt, der ist kein Schüler Pestalozzis». Das grösste Ansehen genoss das bündnerische Volksschulwesen zweifellos zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Die Primarschulen waren punkto Schuldauer praktisch überall mindestens zu Halbjahresschulen herangewachsen, die Ausbildung der Lehrpersonen umfasste vier Jahre, die Ausbildungspläne und die Schulpflicht waren differenzierter ausgestaltet worden. Ferner erlebten die seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts errichteten Fortbildungs- oder Abendschulen, die vielen jungen Leuten nach der obligatorischen Primarschule unschätzbare Erkenntnisse und Erfahrungen vermittelten, eine Blütezeit. Seminardirektor Conrad seinerseits verfasste eine Reihe von Pädagogik- und Methodiklehrmitteln, die einen hervorragenden Ruf besassen und teils europaweit angewendet wurden. Mit der Einführung der Geschichte der Pädagogik durch Conrad in den Lehrplan der Seminaristen, der späteren Betonung der ästhetischen Erziehung durch Schmid und der Aufwertung der musischen Bildung durch Buol erfuhr die angehende Lehrergeneration eine Bereicherung des Berufsfeldes. Die Probelektionen, wie sie in der Zeit Conrads mit einer jeweiligen kritischen Beurteilung und Würdigung ausgestaltet wurden, waren beispielhaft und bewährten sich als Übungsanlage bis über die 1950er Jahre hinaus. Die Zeit der erwähnten vier Seminardirektoren war auch dadurch geprägt, dass die Schulleiter eine rege publizistische und Vortragstätigkeit entfalteten. Ihnen war es ein wichtiges erzieherisches Anliegen, auch die Erwachsenenwelt mit den pädagogischen Strömungen und Grundsätzen der Zeit vertraut zu machen, mit der Gesellschaft einen Dialog zu führen. Zudem waren sie aufs engste mit dem Berufsverband der Lehrpersonen verbunden, dem Bündner Lehrerverein, in dem sie häufig mitwirkten und den sie nicht selten auch selber leiteten. Damit zeigt die Autorin auf, dass das bündnerische Volksschulwesen, insbesondere von 1880 bis 1977, stark von initiativen Persönlichkeiten geprägt worden ist: Seminardirektoren, die päd-

agogisch ausgebildet oder interessiert waren und deshalb auch eine kompetente Erziehungswissenschaft vermitteln konnten. Sie standen auch in engem Verhältnis zum kantonalen Erziehungsdepartement und beeinflussten dessen Handeln stark, verstanden sich aber keineswegs – wie etwa behauptet wird – als dessen «verlängerter Arm». Indem sie dem Vorrang der Pädagogik huldigten und in der Wissensvermittlung und Propagierung ihrer Ideen eine ausgreifende Zusammenarbeit mit weiten Kreisen anstrebten, erwiesen sie sich insgesamt als erfolgreich: auf ganz natürliche Weise, ohne von «vernetzten Systemen» zu sprechen und in «operative und strategische» Führungspläne eingebunden gewesen zu sein.

Wer diese Darstellung von Chantal Marti-Müller aufmerksam zur Kenntnis nimmt, wird ihrem Zitat aus Daniel Tröhlers Werk über die «Historische Forschung» zustimmen können: «Beschäftigung mit der Geschichte dient der kritischen Aufklärung (auch) der Gegenwart, der Pflege von Geschichtskultur. Wer als Kulturträger und Kulturvermittler darüber Kenntnisse und Verständnis hat, der ist für seine Aufgabe besser vorbereitet». In diesem Zusammenhang wäre wohl beizufügen, dass manche heute im Zuge der Hektik vorgenommene Schulreformen besser herauskämen, wenn die Urheber sich gründliche Kenntnisse der Vergangenheit angeeignet und sich genug Zeit zur Reflexion darüber gelassen hätten.

Eine Forschungslücke, so scheint es dem Rezessenten, bleibt indessen bestehen. Sie betrifft die Frage, weshalb das Prinzip der Muttersprache bei der Einführung der obligatorischen Primarschule um die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht konsequent durchgeführt worden ist. Die Tatsache, dass eine Reihe von damals romanischen Gemeinden, insbesondere in Mittelbünden, Deutsch als Unterrichtssprache einführen konnte und das Romanische kaum mehr pflegte, ja es teilweise aus der Schule geradezu verbannte, hatte verheerende Folgen für den Fortbestand des Rätoromanischen. Sie führte zur Germanisierung ganzer Talschaften. Das Problem ist angedeutet (S. 79). Es wäre aber sehr erwünscht, die tieferen Ursachen für dieses Versagen im Hinblick auf den politischen, pädagogischen und kulturellen Hintergrund erkennen zu können.

Im übrigen ist aber Chantal Marti-Müllers Darstellung eine hervorragende Arbeit, die geradezu zur Pflichtlektüre sowohl angehender Lehrpersonen als auch amtierender Lehrerinnen und Lehrer gehören sollte. Die Autorin beendet ihre Untersuchung mit dem Jahre 1977. Der Grund ist einsichtig: Hier ging eine

Epoche zu Ende, diejenige der von der Pädagogik begeisterten Seminardirektoren. Die folgenden Schulleiter wurden voll in Anspruch genommen durch die vom rasanten gesellschaftlichen Wandel geprägten und von der Politik vorgeschriftenen neuen Anforderungen an die Schule und an die Lehrpersonenausbildung. Dazu gehörte insbesondere die Ersetzung des Lehrerseminars durch eine akademische Lehrerausbildung, die Pädagogische Hochschule. Es wäre sehr wünschenswert, wenn die Arbeit von Chantal Marti-Müller so bald als möglich ihre Fortsetzung finden könnte. Eine geschichtliche Aufarbeitung des bündnerischen Volksschulwesens der dreissig Jahre von 1977 bis 2007 ist ein dringendes Bedürfnis, da in einer Zeit grosser Unsicherheit auf dem Gebiete des Erziehungswesens ein Überblick über die jüngste Vergangenheit einen Orientierungsrahmen abgäbe, der den Verantwortlichen neue und bessere Ansichten ermöglichen könnte.

Martin Bundi

Brusio und die Casa Besta

Dario Monigatti, Andrea Tognina, Diego Giovanoli, Daniele Papacella. *Brusio e la Casa Besta. Una dimora signorile nel suo contesto storico e architettonico. Casa Besta / Società Storica Val Poschiavo, Brusio, 2007.* 200 Seiten, 96 Abbildungen. ISBN 978-3-9522582-2-4.

Die Casa Besta verkörpert sozusagen die Geschichte von Brusio. Das Haus kann als eines der Wahrzeichen dieser Gemeinde gelten, fast wie die beiden Kirchen und die Palazzi Trippi und Misani. Das allerdings nicht sehr grosse, nicht sehr auffällige Gebäude steht hundert Meter oberhalb des berühmten RhB-Kreisviadukts, in jener Häuserzeile, die das Dorfquartier «Le Canve» bildet. Es hat ein steingerahmtes Portal; daneben steht eine Steinbank mit elegant geschwungenen Füßen; das erste Obergeschoss zeigt ein Fenster mit zwei gekoppelten Rundbögen. Ihre ganze historische Bedeutung offenbart die Casa Besta aber erst im Inneren.

Das Gebäude wurde im 16. Jahrhundert als Bauernhaus errichtet und nach 1700 durch die Veltliner Adelsfamilie Marlianici umgestaltet. Auf dem Erbweg kam es dann an die Veltliner Adelsfamilie Besta; durch Kauf um 1800 an die alteinheimische Familie Trippi. 1859 wurde es der Gemeinde Brusio zur Nutzung überlassen, vierzig Jahre später an sie veräussert. Nach dem Bau eines neuen Gemeindehauses 1962 stand die Casa Besta lange leer. Erst vor sieben Jahren ist sie restauriert worden. Heute beherbergt sie ein Lokalmuseum (speziell zu den Themen Schmuggel, Weinhandel, Musikinstrumente), die Gemeinebibliothek sowie Büros und Archive der Gemeinde- und der Kreisverwaltung. Nicht zuletzt aber dient die Casa Besta als Sitz der Società Storica Val Poschiavo.

Diese Vereinigung hat nun eine Publikation herausgegeben, welche die Geschichte des Hauses in die regionale und lokale Siedlungs-, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte einbettet. Vier Autoren zirkeln den Gegenstand ein, in konzentrischen, immer enger gezogenen Kreisen: von der Region über das Dorf und das Quartier zum Haus selbst und bis hin zu dessen architektonischen und dekorativen Details.



Brusio e la
Casa Besta

Talgemeinde und Dorfgemeinden

Daniele Papacella, derzeit Präsident der Società Storica Val Poschiavo, zeichnet die grossen historischen Umrisslinien.

Brusio war seit je der Puschlaver Talgemeinde, dem *Comun grande*, eingegliedert und gegenüber dem Hauptflecken Poschiavo deutlich zurückgesetzt, nahm aber jede Gelegenheit zur Ausdehnung seiner Selbstverwaltung wahr. Die Kirchgemeinde Brusio verselbständigte sich 1501, gerade als man in Poschiavo mit grossem Aufwand die alte Pfarrkirche ausbaute. 1526 beeilten sich die Brusieser, die Ilanzer Artikel anzuwenden, die den Gemeinden die Hoheit über die Ortsgeistlichen zusprachen.

Innerhalb des *Comun grande* hatte Brusio ein besonderes Busen- und Zivilgericht, unter einem eigenen *ministrale*, während das übergeordnete Blutgericht vom *podestà* von Poschiavo präsidiert wurde. Die Statuten des *Comun grande* wurden 1550 in Poschiavo gedruckt. Derweil überlieferten die Brusieser ihre interne Ämterordnung und ihre Reglemente zur Nutzung von Wald, Weide und Wasser handschriftlich, unter dem Titel von *ordinazioni* oder *ordinamenti*.

1610 versuchte Brusio sich zu emanzipieren: Der alte Verteilschlüssel sollte revidiert werden, Brusio die Hälfte aller Puschlaver Ämter und Einkünfte erhalten. Dieser Vorstoss wurde abgewehrt; die Repräsentanz von Brusio blieb auf einen Sechstel beschränkt. Immerhin durften die Brusieser das stolze Siegel behalten, das sie inzwischen angeschafft hatten. Es zeigte zu einem traditionellen Kreuzschild die streitbar-christliche Inschrift: «Sub hoc signo vinces» – Unter diesem Zeichen wirst du siegen. In Konflikten mit Poschiavo bzw. dem *Comun grande* rief Brusio immer wieder die Schiedsgerichtsbarkeit der Drei Bünde an. Die politische Zugehörigkeit zu den Bünden, ihr Status als *confederati*, Bundsleute, war den Brusiesern teuer.

Konfessionalisierung und Konfessionskonflikt

Von grösster Tragweite für die Geschichte des Puschlavs wie auch des Veltlins war die Glaubenstrennung – oder vielmehr deren Ideologisierung um 1600. Im Veltlin hatten sich etliche Adelsfamilien der Reformation angeschlossen. Die reformierte Gemeinde von Brusio gab sich 1592 eine Kirchenordnung in calvinistischem Geist: «*Ordinazioni e Polizia ecclesiastica*». Dagegen verstärkte der Bischof von Como die Disziplinierung von Klerus und Kir-

chenvolk im Norden seiner Diözese: 1617 wurde in Brusio eine neue katholische Kirche dem S. Carlo Borromeo, dem Anführer der Gegenreformation, geweiht. Katholiken und Reformierte sollten nicht mehr die gleichen Gotteshäuser benutzen. Im Juli 1620 erfolgte der antibündnerische und antiprotestantische Veltliner Aufstand: Die Mörderbanden wüteten auch in Brusio, wo Katholiken ihnen bei der Verfolgung der Reformierten halfen.

Erst in den 1640er Jahren normalisierte sich die Lage. Der bündnerische Bundstag erlaubte den Bau einer evangelischen Kirche in Brusio. Mehrere Schiedssprüche der Drei Bünde stellten den konfessionellen Frieden im Puschlav wieder her. Dieser Friede blieb allerdings prekär; die beiden Konfessionsgruppen führten eine unbehagliche Koexistenz. Ausgetüftelte Quoten- und Rotationssysteme sorgten für die Stabilität der konfessionspolitischen Verhältnisse. Daniele Papacella spricht von «parallelen Gemeinschaften». Parallelen berühren einander bekanntlich nicht.

Nebst dem konfessionellen Streit unterscheidet Papacella zwei weitere Konflikttypen: territoriale und soziale. Die Arten oder Ebenen der Auseinandersetzung überschnitten und überlagerten sich. Erwähnt seien die Streitigkeiten mit Tirano, dessen Gebiet auf die beiden Talhänge des unteren Puschlavs, auf die Flanken von Brusio, übergriff. Die Brusieser wichen in die Val di Campo im oberen Puschlav aus, wo sie prompt den Poschiavinern ins Gehege kamen. Auch in dieser Sache fielen die Schiedsurteile der Drei Bünde für Brusio günstig aus.

Soziale Spannungen äusserten sich als Streit zwischen Fraktionen und Konfessionen, etwa zwischen den einkommensschwachen Katholiken von Zalende und den begüterten Reformierten im Borgo von Brusio.

Notausgang ...

Bis um 1800 diente die Casa Besta als Wohnsitz der Familien Marlianici und Besta. Die Geschichte der Hausherren wird von Andrea Tognina aufgerollt. Seine Beiträge, die den Hauptteil des vorliegenden Buchs ausmachen, enthalten eine Fülle neuer Erkenntnisse. Sie beruhen auf unveröffentlichtem Material aus dem reformierten Pfarrarchiv Brusio, den Gemeindearchiven Brusio und Poschiavo sowie aus dem Staatsarchiv Graubünden und dem Staatsarchiv in Sondrio.

Die Casa Besta in Brusio steht für die Funktion, die dieser Ort ab 1620 übernahm: Er wurde zur Zuflucht reformierter Veltliner

und zum südlichen Vorposten des Protestantismus: Notausgang und Ausguck, Rückzugs- und Warteraum zugleich.

Das Massaker von 1620 bedeutete zwar das Ende eines reformierten Gemeindelebens im Veltlin, nicht aber das Ende jeder reformierten Präsenz an der Adda. Der «Sacro macello» wirkte keineswegs umfassend, exterminatorisch, auch wenn seine Urheber und Hintermänner ihn so gewollt hatten. Tatsächlich wurde wohl «nur» ein Fünftel der schätzungsweise 2000 Reformierten im Veltlin ermordet (und nur ein kleiner Bruchteil der Opfer waren Bündner). Manche konvertierten vorübergehend oder dauernd zum Katholizismus; manche flohen. Es gab somit ein Potential von Rückkehrern.

... und Ausguck

Die hoheitsrechtlichen und konfessionellen Verhältnisse des Veltlins wurden geregelt durch das Mailänder Kapitulat von 1639, den Staatsvertrag zwischen den Drei Bünden in Spanien. Die Klausel, dass sich Protestanten nicht dauerhaft, sondern nur drei Monate jährlich – so lange, wie zur Bewirtschaftung ihrer Güter notwendig – im Veltlin aufhalten dürften, wurde allerdings nicht konsequent umgesetzt. Im späten 17. Jahrhundert waren etwa 350 Reformierte im Veltlin wohnhaft, die Hälfte davon Bündner.

Der Puschlaver *Comun grande* wollte zunächst überhaupt keine Flüchtlinge aus dem Veltlin aufnehmen; er musste von den Drei Bünden dazu gezwungen werden. Bald erscheinen Vertreter der reformierten Zweige der Veltliner Adelsfamilien in den Kirchenbüchern von evangelisch Poschiavo und besonders von evangelisch Brusio: Besta, Guicciardi, Lazzaroni, Marlianici, Mingardini, Omodei, Paravicini de Capelli... klangvolle Namen. Ihre Inhaber wurden im Puschlav getauft, getraut und bestattet. Nur ausnahmsweise aber eingebürgert: Immer wieder beratschlagten die Gemeinderäte, ob die vornehmen «Fremden» nun die gesamte Hintersässen-Taxe bezahlen müssten oder ob sie in Genuss einer reduzierten Pauschale, wenn nicht gar eines Erlasses kommen sollten.

Die reformierten Veltliner Aristokraten waren mit den reformierten Bündner Aristokraten verschwägert und dienten ihnen als Gutsverwalter – im Veltlin. Die Interessengemeinschaft der beiden Adelszirkel ist offensichtlich. Brusio war eine sehr geeignete, ja unentbehrliche Plattform für die Umsetzung dieser Interessen.

Die Marlianici ...

Die Marlianici hatten im 16. Jahrhundert an der Spitze der reformierten Gemeinde Sondrio gestanden. Ihre Söhne studierten in Zürich und Basel. Das Blutbad von 1620 kostete ein halbes Dutzend Familienmitglieder das Leben. Es folgte der Rückzug nach Brusio, wo die Familie aber erst um 1700 grössere Aktivitäten entfaltete.

In den 1670er Jahren wohnte Nicolò Marlianici zusammen mit seinem Vater noch – oder wieder – in Sondrio. In den 1680er Jahren tätigte er Stiftungen zum Bau des Campanile der evangelischen Kirche von Brusio. In den 1690er Jahren war er Stellvertreter des dortigen Prädikanten, eines Mingardini, und «Sindico per il corpo evangelico della Valtellina», also «Vertreter der wenigen da und dort im Veltlin wie im Rachen des Wolfs verstreutten Schäfchen». Um 1700 zog die Familie Marlianici – wieder – ins Puschlav; sie liess sich zu Brusio in den «Canve» nieder, die längst als Protestantenquartier galten. Nicolò erweiterte das Haus, das später Casa Besta hieß, durch Aufstockung und durch den Anbau einer *commodità*, einer Latrine.

Nicolò war als Treuhänder reicher reformierter Familien im Veltlin tätig. Die Paten seiner Kinder kamen aus den Familien Planta, Salis, Buol, Besta und Malacrida. Sein Sohn Michele heiratete 1708 Chatrina, die Tochter des Landammanns Flori von Planta von Samedan. Diese Verbindung mit der Engadiner Aristokratie wurde im Marlianici-Haus zu Brusio verewigt: durch ein Allianzwappen aus Stuck am Gewölbe der *saletta* im Obergeschoss. Anhand dieser repräsentativen Darstellung hat bereits der Kunsthistoriker Erwin Poeschel auf die Vorbesitzer der Casa Besta geschlossen. Aber erst Andrea Tognina ist es nun gelungen, die Familienverbindungen aufgrund der Schriftquellen genau zu rekonstruieren.

... und die Besta

Der nächste Ausbau des Hauses fiel in die frühen 1730er Jahre. Damals entstand die geschnitzte und farbig bemalte Holzdecke in der *stüa* des Obergeschosses. 1731 verheiratete Michele Marlianici seine Tochter Eva mit Filippo Besta. Die Besta sind schon im 13. Jahrhundert als Lehensträger des Erzbischofs von Mailand in Teglio nachzuweisen. Unter bündnerischer Herrschaft amten sie wiederholt als Podestaten von Teglio; demnach besassen

sie das Bündner Bürgerrecht. Sie waren mit den Salis und den Planta verschwägert.

Infolge des Zweiten Mailänder Kapitulats, 1726, verschärfte sich die konfessionelle Spannung im Veltlin, und die Bedeutung von Brusio nahm nochmals zu. Bis 1732 wurde die evangelische Kirche erweitert, und die aus Samedan stammenden Misani erstellten am Ort ihren Palazzo. Gemäss der Kirchen-Sitzordnung von 1735 waren aber immer noch die Marlianici die vornehmste Familie in Brusio, gefolgt von den Lazzaroni (aus Tirano), den Besta und den Juvalta (aus Zuoz).

Michele Marlianici, der drei Töchter, aber keine Söhne hatte, starb 1765; er vererbte drei Häuser in den «Canve». Damit wurde die Casa Marlianici erst eigentlich zur Casa Besta. Die Besta wohnten aber nicht dauerhafter in Brusio als es die Marlianici getan hatten. Michele Marlianici hatte sich als Grosspächter und Gutsverwalter der Familien Salis-Soglio, Pestalozza und Salis-Tirano oft in Castione (5 km westlich von Sondrio) aufgehalten. Die Familie Besta lebte abwechselnd in Teglio, auf ihrem Gut in Caiolo (5 km südwestlich von Sondrio) und in Brusio. «Eine Art Pendlertum», wie Tognina sehr zutreffend feststellt.

Das im Veltlin liegende Vermögen blieb für die reformierten Veltliner Familien letztlich die Hauptsache. Dies zeigte sich 1797, als das Veltlin von den Drei Bünden abgetrennt wurde: Michele Besta verkaufte alle seine Liegenschaften in Brusio dem Alt-Brusieser Pietro Trippi und zog sich mit seiner Familie nach Caiolo zurück.

Bau- und Restaurierungsgeschichte

Eine wichtige Einkommensquelle, zumindest für die Marlianici, war das Kreditwesen. Andrea Tognina rekonstruiert die Darlehensgeschäfte des Michele Marlianici aufgrund der Protokolle des Notars Michele Trippi. Die Kredite waren stets hypothekarisch gesichert. Marlianici lieh zu 5 Prozent, dem gemäss den Brusieser *ordinamenti* maximal zulässigen Zinssatz. Die Schuldner waren einfache Leute, aber auch Notabeln aus dem Puschlav und dem Veltlin. Sogar katholische Kleriker waren darunter. Eines der bemerkenswertesten Geschäfte war Marlianicis Darlehen an die katholische Kirchengemeinde Brusio, die in den 1730er Jahren die Kirche Sant'Antonio erweiterte, und zwar als Manifestation gegen die reformierten Veltliner Emigranten, deren Zahl damals wieder zunahm. Gegenreformatorischer Barock, finanziert von

der reformierten Bank: ein im übrigen Europa unerhörter Vorgang! Für Brusio aber schon fast normal.

Die Marlianici und die Besta selbst investierten in Brusio nicht in grössere Neubauten. So ist die Casa Besta bei weitem nicht der prachtvolle Palazzo, der sie sein müsste, wenn sie den Wohlstand ihrer Besitzer auch nur annähernd hätte widerspiegeln sollen. Die Baugeschichte dieses Hauses wird im vorliegenden Buch von Diego Giovanoli erläutert, fussend auf einer Untersuchung der Denkmalpflege Graubünden (Georg Jenny, 1988) und auf den während der Restaurierung erhobenen Befunden. Zu unterscheiden sind zwei Phasen: Die Erstellung des Bauernhauses vor 1600 und dessen Ausbau in signorilen Formen nach 1700. Aus einer nicht genau zu bestimmenden Zwischenphase – und vielleicht von einem anderen Haus? – stammen der Portalrahmen und das doppelte Rundbogenfenster aus grünem Stein.

Das Buch wird abgeschlossen durch den Bericht von Dario Monigatti, der ab 1980 mehrere Restaurierungskomitees geleitet und – zwei Jahrzehnte und zwei Volksabstimmungen später – das neue «soziokulturelle Zentrum des unteren Puschlav» sicher unter ein neues Dach gebracht hat. Der Bedeutung dieses Projekts entspricht die gediegene Ausstattung des vorliegenden Buchs. Aufnahmen der Rosette und des Rankenwerks von der geschnitzten Decke der *sala del Consiglio* bilden das Leitmotiv unter den zahlreichen Illustrationen.

Florian Hitz

Ein Russ im Bergell

Ursula Bauer und Jürg Frischknecht (Hg.). *Ein Russ im Bergell. Anton von Rydzewski 1836–1913. Der erste Fotograf des Bergells*. Desertina, Chur, 2007. 135 Seiten, rund 90 Illustrationen. ISBN 978-3-85637-335-1.

Es gibt Glücksfälle, und wie so oft ist es ein Ausländer, dem wir Bündner grosse Schätze verdanken. Die Surselva wurde vom Kölner Walram Derichsweiler mit fast zweitausend Fotografien aus dem frühen 20. Jahrhundert beschenkt, und nun haben auch die Bergeller vom Russen Anton von Rydzewski fotografierte Vergangenheit geschenkt bekommen.



Der Alpinist ohne Talent ...

Rydzewski wurde 1836 als Sohn eines russischen Generals im damals russischen Gouvernement Warschau geboren. Der ausgebildete Jurist beendete seine berufliche Karriere als Finanzminister in St. Petersburg und liess sich – sozusagen als Aussteiger – 1885 in Dresden nieder, wo er 1913 starb. Vom Bergsteigervirus der Pionierzeit angesteckt, wurde er nach seiner Besteigung des Mont Blanc 1886 ein «vergifteter» Alpinist. Allerdings befand er sich in (für damalige Verhältnisse) bereits sehr fortgeschrittenem Alter, war zudem von eher schwacher Konstitution und mit wenig alpinistischem Talent gesegnet. Über solches verfügte hingegen in höchstem Masse sein Averser Bergführer Christian Klucker, mit dem er zwischen 1891 und 1900 viele Erstbesteigungen zwischen Bernina und Badile realisiert hat. Beide waren voneinander existenziell abhängig: alpinistisch der Russ (den Klucker als «Mehlsack» abqualifizierte), finanziell der professionelle Bergführer Klucker. Beide pflegten auf Gegenseitigkeit eine abgrundtiefen Verachtung, wie Klucker in seinen «Erinnerungen eines Bergführers» schreibt.

... und seine fotografische Schatzkammer

Zurückhaltende Bescheidenheit war nicht Rydzewskis Tugend! In zahlreichen Reportagen und Beiträgen in Zeitungen und in Publikationen des SAC liess er die Welt an seinen – von Klucker,

Schocher, Barbaria und anderen Vorsteigern bestens abgesicherten – alpinistischen Grosstaten Teil haben, was ihn ein Jahrzehnt lang zum wichtigsten Propagandisten des Bergells machte.

So angefressen, aufsässig und lästig er als Berggänger war, so unermüdlich und geduldig auf den richtigen Augenblick (Sujet, Lichteinfall) wartend, richtete er sein Objektiv auf Berge, Land und Leute des Bergells und seiner Umgebung. Mit dem gewonnenen Bildmaterial konnte er seine Reportagen optisch anreichern. Auf diese Weise kamen rund 2'000 Fotografien aus der Zeit um 1900 zusammen, da nebst dem Bergsteigen auch das Fotografieren noch eine gute Portion Pioniercharakter besass. Rydzewski plante eine gigantische Publikation über das Bergell (zu den Bildern noch ca. 2'000 Manuskriptseiten Text!). Da diese nicht zustande kam, vermachte er das Bildmaterial der SAC-Sektion Bregaglia, und diese verdankte ihm die Gabe mit der Ehrenmitgliedschaft (1908). Vom äusserst voluminösen und ehemals verschollenen Manuskript von Rydzewski hat der bekannte Raetica-Sammler Dr. Duri Capaul in einem Antiquariat 1'615 Seiten aufgestöbert und diese 1986 dem Alpin-Museum Pontresina zur Feier von dessen Eröffnung geschenkt.

Auch die Fotografien hatten ihr Schicksal und erreichten nie ihren Bestimmungsort Bergell – sie galten schliesslich als verloren. Da setzt unsere Publikation an. Sie präsentiert den seltsamen Baron als «ersten Fotografen des Bergells», als «Propagandisten und Publizisten in eigener Sache», erzählt anschliessend die spannende Geschichte des fotografischen Schatzes («Verkannt, vergessen, verschollen») und präsentiert schliesslich 88 der 400 in Bern, Pontresina und Berlin wieder aufgefundenen Bilder. Und alle wurden lesefreundlich mit Legenden, Erläuterungen und Zitaten aus Rydzewskis Manuskript versehen.

Es sind sowohl spontane als auch arrangierte Momentaufnahmen verschiedenster Leute dabei (Bergführer, Hirten, Schmuggler, Steinbrucharbeiter, Bauern, Kinder, Familienportraits, Hotelangestellte u.a.m.), sehr eindrückliche Landschaftsaufnahmen, teilweise von hohem wissenschaftlichen Wert, z.B. Gletscher- und Waldaufnahmen sowie Ortsbilder, die das Bergell und dessen Umgebung um 1900 dokumentieren. Den Abschluss dieser sehr schönen Zeitdokumentation bildet ein Anhang mit Quellen und Literatur von und zum Protagonisten. Ein Buch zum Verweilen.

Adolf Collenberg